

### **Wie ich ein stolzer Pionier wurde**

Eines Tages, ich mag in der zweiten oder dritten Klasse gewesen sein, erwischte ich meinen Vater beim *Deutschlandfunk*-Hören. „Weißt du, was du bist?“ - vor Empörung lief ich rot an - „ein Bonner Ultra!“

Bonner Ultra, das war so ähnlich wie Adolf Hitler.

„Verswinde!“ schnauzte mein Vater und presste sein Ohr noch dichter an den runden Stoffkreis - der Empfang feindlicher Sender war im Tal der Ahnungslosen stets mehr von rauschender denn berauschender Qualität.

Bevor ich mich in die Küche absetzte, drohte er mir noch Prügel an, falls ich was in der Schule ausplaudern sollte...

Meiner Mutter petzte ich den Verrat an unserer Arbeiterklasse sofort. Ihre Hände ruderten durchs Abwaschbecken. Mama schwankte sichtbar zwischen dem Guten und dem Bösen, also der Arbeiterklasse und meinem Vater. Doch plötzlich bekam ihre Stimme einen flehenden Ton: „Wenn Du das in der Schule erzählst, kommt Vati ins Gefängnis!“

Was war Gefängnis? Nachdem sie mir den Ort in düsteren Farben geschildert hatte, fand ich die Strafe zu hart. Meine Idee allerdings, Vati solle doch eine Selbstverpflichtung übernehmen, nie wieder Hetzsender zu hören, stieß auch nicht auf Mamas Gegenliebe. Wieso eigentlich nicht - in der Schule übernahmen wir schließlich jeden Tag eine Selbstverpflichtung?

„Davon verstehst Du nichts“, würgte Mama meinen Eifer ab, um sich wieder ganz der Abwaschplärre zuzuwenden. Und ob ich was davon verstand!

Meinem Vater wegen der Selbstverpflichtung direkt auf die Pelle zu rücken, traute ich mich nicht - ich kannte ihn, er würde mir eine kleben. Über unsere Pionierorganisation machte er oft gemeine Witze, und als ich eines Tages stolz verkündete, von der Klasse zur stellvertretenden Gruppenratsvorsitzenden gewählt worden zu sein, war er ausgerastet, als hätte ich eine 5 im Diktat nach Hause gebracht. Im blauen Halstuch am Abendbrottisch zu sitzen zog einen Platzverweis nach sich.

Nein, auf der Seite des *Fortschritts* stand mein Vater nicht. Am schlimmsten aber war es, wenn er über mein Vorbild Walter Ulbricht herzog, dann war ich jedesmal den Tränen nahe.

Dass mein Vater die Errungenschaften unserer Arbeiterklasse so geringschätzte, hatte einen handfesten Grund. Damit allerdings rückte er erst heraus, nachdem ich bereits selbst ein wenig vom Glauben abgefallen war:

Eines Samstags, es war 1953, fand das Abendbrot nur mit Oma statt - mein Bruder, Oma und ich. So was kam öfter vor und war äußerst gemütlich. Unsere Eltern, zwei Arbeiterkinder so Anfang Zwanzig, hatten sich mal wieder stadtfrein gemacht, um zum Tanz zu fahren. Dresden war noch eine zerstörte Stadt, die Straßenbahnen fuhren unregelmäßig, und an den offenen Eingängen hingen stets Trauben von Menschen.

An diesem Samstag auch meine Eltern, sie hatten einen Platz auf dem Trittbrett ergattert. Ein folgenschweres Örtchen. Denn als die Bahn bereits anfuhr, kam noch ein anderer junger Mann angerannt: Rüde zerrte er am Selbstgenähten meiner Mutter, bis die auf die Straße fiel... zack, schon hatte er selbst einen Platz. Allerdings hatte er nicht mit dem Temperament meines Vaters gerechnet - der drückte dem Fiesling die Faust ins Gesicht, worauf der Mama aufs Pflaster folgte.

So weit, so schlecht. Verletzte gab es nicht, nur Mamas Kleid war dahin. Für diese Geschichte fand sich mein Vater allerdings kurz darauf im Gefängnis wieder - der Rüpel hatte eine Polizeiuniform getragen, mein Vater sich somit an der Staatsmacht vergriffen. Das brachte ihm ein Jahr ein.

Es war genau das Jahr, in dem mein Bruder und ich plötzlich ins Kinderheim mussten, in dem für eine Ewigkeit der Satz auf uns lastete: „Vati ist im Krankenhaus.“

1953, da war ich drei, mein Bruder nur ein Jahr älter. Weder wussten wir, dass *Krankenhaus* einen Steinkohleschacht in der Nähe von Zwickau meint, noch, dass meine Mutter - als Mitschuldige - ans Fließband im Dreischichtsystem versetzt worden war. Wir wussten nur, dass im Wochenheim, in dem wir nun jeden Montag abgeliefert wurden, keine so freundlichen Erzieherinnen auf uns warteten wie im bisherigen Kindergarten.

Das Heim, eine große alte Villa, nur wenige hundert Meter von der MfS-Zentrale entfernt, war offenbar die Kinderstrafe für die Erwachsenenrüpelei: Zwar stand die Erziehung zum ´neuen sozialistischen Menschen´ damals noch nicht auf dem offiziellen Programm unserer Altersstufe, doch marschierten wir bereits spürbar im Takt des *Fortschritts*: Den Tag durchzogen Appelle, es gab Brüllerei und einen Erziehungsplan, bei dem sich Freundlichkeit ausschließlich an erfüllte Planpunkte knüpfte.

Und die bleiben unvergessen. So musste ich in regelmäßigen Abständen im Treppenhaus stehen - schon im Nachthemd, eine Decke über die Schultern, das Gesicht zur Wand. Ich sollte darüber nachdenken, warum mein Vater ( von dem Mama jeden Sonntag traurig berichtete, er müsse noch immer im *Krankenhaus* bleiben) ein Staatsfeind sei und welche Selbstverpflichtung ich zu übernehmen gedächte, um das wiedergutzumachen.

Was war ein Staatsfeind? Ich wagte nicht zu fragen. Das Schielen aus den Augenwinkeln zeigte mir, dass ich offenbar nicht die einzige mit Staatsfeind-Vater war; auch andere Kinder mussten die Wand anstarren. Und manchmal erspähte ich sogar meinen Bruder...

In solch trostlosen Stunden wartete ich auf Väterchen Stalin. Wenn meine Beine schwer und die Lippen vom Weinen aufgeplatzt waren, mir aber noch immer nicht die passende Selbstverpflichtung eingefallen war, träumte ich davon, dass ich hier rausgeholt und die bösen Erzieherinnen bestraft würden - von meiner Mama und Väterchen Stalin.

Er war für mich die Güte schlechthin. Jeweils morgens und abends versammelten wir uns gruppenweise in der Gedächtnisecke, um ihm von unseren Verfehlungen zu berichten und Selbstverpflichtungen zu übernehmen. Väterchen Stalin war ein Bronzekopf mit freundlichen Augen und einem mächtigen Schnurrbart. Er thronte auf einem Sockel vor blauen Butzenscheiben, umsäumt von Fahnen und einem Gesteck aus Blumen, das sich als künstlich erwies, als ich es einmal anfasste.

Die Stimmung in der Gedächtnisecke war stets feierlich. Die Erzieherinnen sprachen, sobald wir uns im Halbkreis um Väterchen Stalin scharten, gedämpft, statt wie üblich zu schreien. Für mich war der Bronzekopf schon nach wenigen Wochen eins mit dem himmlischen Herrn - wenn ich im dunklen Schlafsaal mein „Lieber Gott, mach mich fromm...“ abflüsterte, stand mir schon bald kein Rauschebart mehr vor Augen, sondern ein Schnurrbart.

Und plötzlich war alles anders. Eines Morgens hasteten die Erzieherinnen mit tränenüberströmten Gesichtern durchs Haus. Das steckte an: Was jedes Kind bis dahin im Bett oder beim Strafstehen für sich allein absolvieren musste - das Weinen - brach sich nun im Kollektiv Bahn, noch bevor wir überhaupt wussten, was passiert war. Schlimmstes musste passiert sein. Der Appell in der Gedächtnisecke, bei dem uns mitgeteilt wurde, dass Väterchen Stalin nun tot sei, wollte denn auch kein Ende nehmen. Was war *tot* ?

Im Sprechchor und unter heftigem Schluchzen gelobten wir dem Bronzekopf, er werde in unseren Herzen weiterleben, auf ewig. Dann kratzten wir alle Selbstverpflichtungen zusammen, die uns einfielen. Von den Erzieherinnen auf kleine Zettel notiert, wurden sie anschließend auf einen Strick gefädelt und ums Väterchen gehängt wie eine Girlande.

Von nun an waren die Tage noch trostloser.

Später versuchte ich mich zu erinnern, wie viele Kinder wir in diesem Heim gewesen sein mögen - den Bankreihen im Speisesaal nach vielleicht dreißig oder vierzig; Mahlzeiten und Mittagsschlaf wurden mit einer Glocke eingeläutet, die noch vom Vorbesitzer stammen musste, denn ihr Klang wirkte angenehmer als die schrillen Stimmen der Erzieherinnen, denen oft genug eine Ohrfeige Nachdruck verlieh.

Am meisten litt ich darunter, dass mein Bruder in einer anderen Gruppe war als ich. Vor dem Kinderheim waren wir meist Hand in Hand gegangen, manche Erwachsene hielten uns für Zwillinge. Nun aber waren die Gruppen strikt voneinander getrennt; der Marsch in Zweierreihe zum Appell fand nacheinander statt, überhaupt durfte man sich nur in Zweierreihe durchs Haus bewegen. Die Jungen schliefen in einem anderen Raum, und der Platz meines Bruders im Speisesaal befand sich ausgerechnet in meinem Rücken.

Lediglich beim Hofrundgang gerieten die Reihen mitunter etwas durcheinander. In solchen Momenten arbeiteten wir uns aufeinander zu, und wenn es geklappt hatte, fielen mein Bruder und ich uns schluchzend um den Hals...

Im Laufe des Jahres aber begann sich sein Gesicht mehr und mehr zu verschließen; einmal sagte er gar mit einer Erwachsenenstimme „Heul nicht!“ und schob mich weg.

Irgendwann war Vati aus dem *Krankenhaus* zurück, wir durften in einen normalen Kindergarten überwechseln. Mit meinem Bruder gab es von nun an Erziehungsprobleme - er galt als renitent und kämpfte gegen Ungerechtigkeiten mit einem ohnmächtigen Zorn. Kaum in der Schule, hagelte es Einträge wegen mangelnder Unterordnung.

Ich dagegen ordnete mich zuverlässig unter. Ich wurde ein glühender Pionier, gierte nach Lob und wollte vor allem eines nie wieder - ausgestoßen sein. Inzwischen war die gesamte Erziehung auf *Fortschritt* umgestellt, unsere Kindergeneration die erste der DDR, die per Totale zum „neuen sozialistischen Menschen“ zu schmieden war. Ich habe das als positiv erlebt, die ersten Jahre jedenfalls. In der Schule galt ich als besonders *fortschrittlich*: Leidenschaftlich bastelte ich an der Wandzeitung, in meinem Ranzen herrschte vorbildliche Ordnung. Ich sang im Pionierchor und durfte oft der Lehrerin zu

Unterrichtsbeginn melden, mit wie vielen Schülern die Klasse zum Unterricht angetreten sei, bevor mit einem „Seid bereit! - Immer bereit!“ die Stunde begann. Es waren andere Kinder, die nun in der Ecke stehen mussten - zwar nicht im Nachthemd, doch immer noch mit dem Gesicht zur Wand. Von Väterchen Stalin hing kein Bild mehr im Klassenzimmer, dafür eines von Wilhelm Pieck.

Meiner Familie ging ich mit meinem Eifer auf die Nerven. Sobald ich mein neuestes Wissen von unserer Arbeiterklasse mit Walter Ulbricht an der Spitze kundtun wollte, schnitt Vati mir das Wort ab. Nicht mal mein Bruder wollte etwas davon hören, der „ganze Pioniermist kotzt mich an“, maulte er. Mama schwieg meistens.

Als dann der antifaschistische Schutzwall gebaut wurde, damit uns die Bonner Ultras nicht länger ausplündern, war ich die einzige am Abendbrottisch, die ein glückliches Gesicht zog. Vati hing den ganzen Tag am Radio, er hörte nun ganz ungeniert Feindsender. Mutig setzte ich mich mit meiner Pionierzeitung daneben und blätterte so lange geräuschvoll darin, bis Vati mir eine langte...

Freya Klier

(Text veröffentlicht in „Die DDR wird 50“, Aufbau-Verlag 1997)